Ein Jahrhundert stirbt

Am 31. März wird die letzte Frühschicht gefahren. Die Bitterfelder Brikettfabrik hat ausgedient. Was im Gründungsjahr 1909 bestaunter Fortschritt war, ist heute schon fast Legende. Museumsreif die riesigen Schwungräder der alten Pressen, die Dampfzylinder. Vorbei auch schwerste Knochenarbeit. Nie wieder wird der feuchte, braune Staub in Lunge und Poren dringen. Doch die Leute, die gehen müssen, sind darüber nicht glücklich, möchten die Zeit festhalten. Von **BRIGITTE MITTELSDORF**

Ein unaufhörlicher Kohlestrom ergoß sich jahrzehntelang aus der Brikettfabrik Bitterfeld. Menschen wurden hier geprägt, Legenden entstanden. Mit dem Monatsende kommt das unwiderrufliche Aus für die Fabrik. MZ-Foto: Wolfgang Scholtyseck

Die Warnblinkanlage setzt rote Zeichen in den Vorfrühlingsabend. Vor dem unförmigen Schattenriß der Brikettfabrik und den zylindrischen Türmen des Kraftwerkes rangiert ein Güterzug. Kohle. Rechts davon, wie hingehuscht, die Bergarbeitersiedlung. Annahof. Bergmannshof. Straßennamen, nach deren Bedeutung in späteren Jahren gefragt werden wird. Wenn es die Silhouette, zu deren Füßen die niedrigen Häuser gebaut wurden, nicht mehr gibt. Die Geräusche längst verebbt sind, die jetzt ununterbrochen den Raum um das Viertel ausfüllen. Die Lok hupt. Auf den Dächern der Fabrik, unübersehbar, schwarze Fahnen.

Bärbel Klewitz ist im Annahof geboren. Über das immer wieder gehörte Entsetzen, in einer der schmutzigsten Gegenden der Stadt zu wohnen, sind die Jahre hinweg gegangen. Wie alle anderen auch, hat sie den fettigen Ruß von den Fensterbrettern gewischt. Hat auf die Richtungen des Windes geachtet. Kam der von Ost, war das Wäscheaufhängen im Freien nicht möglich. Was Fremde von außerhalb mit fasziniertem Grauen betrachteten, war für sie alltäglich. Nicht vorstellbar der Gedanke, den Koffer zu packen und in andere Gegenden zu ziehen. Obwohl es ihr auffiel, daß in den Urlaubsorten das Grün nicht so herbstlich fahl aussah im Sommer wie hier. Der allgegenwärtige Kohlenstaub, der wie ein dünngewebter Schleier über der Landschaft lag, dort nicht den Himmel verdunkelte. Doch dort war nicht das Vertraute, das in- und auswendig Bekannte. Das Orientierungen gab und die Sicherheit des Gewohnten. Die Fabrik und das Kraftwerk gehörten unverrückbar zu jedem Tag und zu den Nächten. Die Geräusche brannten sich ins Hirn, das Fehltöne sofort registrierte. „Früher haben wir über den Dreck geschimpft", sagt sie, „und heute schimpfen wir, daß alles zu Ende geht." Seit 28 Jahren arbeitet sie im Kraftwerk. Noch ist sie Vorarbeiterin einer Reinigungsbrigade. Doch bald wird sie zum letzten Mal in den Kittel schlüpfen. Das Kraftwerk schließt kurz nach der Brikettfabrik. Und deren Beschäftigte werden noch genau fünfmal durch die altbekannte Pforte gehen. „Ich kann mir nicht vorstellen", sagt Bärbel Klewitz, „daß die Leute auf einmal alle weg sind."

Eine Tatsache, die bekannt ist. Den gefürchteten blauen Brief hat der Postbote auch den Beschäftigten der Brikettfabrik schon lange gebracht. Die Abfindungen sind ausgehandelt und, im Vergleich zu anderen Betrieben in der Region, hoch. Doch Joachim Mückenheim, Vorarbeiter in der Verladung, kann sich damit nicht trösten. „Mit fast fünfzig", sagt er, „wer nimmt mich denn da noch?" Die Abfindung als Tausch für das Gefühl der Leere. Für ein Leben, das aus dem Rhythmus gekommen ist und sich noch weigert, einen anderen, unbekannten, anzuerkennen.

23 Brikettfabriken gehörten zur Vereinigten Mitteldeutschen Braunkohlen AG (Mibrag). In sechs davon wird gegenwärtig noch gearbeitet. Von insgesamt 60 000 Mibrag-Beschäftigten ist ein Sechstel übriggeblieben. Wurden um die Jahreswende 1988/89 noch 17 Millionen Tonnen Brikett produziert, so waren es 1992 nur noch 2,3 Millionen. Zu diesem Fiasko gesellten sich weniger Stromabnehmer, denn auch die Industrie-Produktion sank erheblich. „Wir können den Entlassungen im Grunde genommen nur hinterhersehen", so der Gesamt-Betriebsratsvorsitzende, Uwe Bruchmüller, bereits im vergangenen Jahr.

Noch kommt die Rohkohle für die Brikettfabrik am Rande von Holzweißig je zur Hälfte aus den Tagebaugruben Gröbern und Delitzsch. Lagert in riesigen Grabenbunkern und wird durch ein metallenes Spülgerät geleitet, das am anderen Ende auch Dinge zutage fördert, die mit der Kohle nichts mehr zu tun haben: Blechbüchsen und auch Weihnachtsbaumständer - Weggeworfenes aus dem Tagebau. Und die Turbine aus den 30ern, der Puffer zwischen Fabrik und Kraftwerk, „das Mädchen für alles", wie sie genannt wird, läuft noch auf vollen Touren. Und noch glühen die roten Lämpchen im zentralen Leitstand, von dem aus jedes elektrische Aggregat angefahren wird. Und im Zechenhaus läuft man noch immer aus der Schwarz-Kaue schnell zur Dusche und von der nackt in die Weiß-Kaue. Zu den an Ketten aufgehängten Kleidungsstücken für den Feierabend.

Doch ist all dies nur der disziplinierte Abgesang. Nur noch 500 bis 800 Tagestonnen werden produziert, 3500 waren es früher. Ein leichtes Licht liegt über dem Gelände. Entblößt poröses Alter einst gelber und roter Klinkersteine, webt skurrile Formen und verblichene Farben zu einem surrealistischen Bild. „600 Leute haben früher hier gearbeitet, jetzt sind es noch 285." Auch für Oberingenieur Georg Morszeck ist jeder Schritt ein Abschied. „Die Brikettfabrik könnte auch sauberer arbeiten", sagt er, „aber wir und die Kohle werden nicht mehr gebraucht."

Worte, über die man im Jahre 1909 nur verständnislos mit dem Kopf geschüttelt hätte. Denn 1870 bereits erreichen im Bitterfelder Raum 338 700 Tonnen pro Jahr ihre Verbraucher. 31 Jahre zuvor war es Johann David Schmidt gelungen, auf dem Pomselberg Kohle zu fördern. Nach vielen, durch unzureichende Bergbautechnik bedingten Rückschlägen. Die Gruben bekommen Namen, die Namen ihrer Zeit. Noch heute im Gedächtnis sind Auguste, Wilhelm, Hermine, Adelheid oder Johannes. Aus dem deutsch-französischen Krieg fließen dann fünf Milliarden Goldfranken in die deutsche Wirtschaft: der Beginn der Gründerjahre. 1893 siedeln sich in Bitterfeld die Elektrochemischen Werke an. Sie werden zum größten Verbaucher von Kohle in der Region. Und die 1908 und 1909 erbaute Brikettfabrik auf Holzweißiger Flur mausert sich in den nächsten Jahrzehnten zu einer sich ständig erweiternden Produktionsstätte. Die schließlich, als Stammbetrieb des Bitterfelder Braunkohlenkombinates, seit 1980 an über 100 Abnehmer in der ehemaligen DDR liefert. Und, auf Höchstbelastung getrimmt, ihren Dreck über die Landschaft schleudert. Bis zum 1. Januar 1992, als die alten Röhrentrockner 13 bis 16 wegen ihrer mechanischen Brüdenentstaubung stillgelegt werden. Seitdem, sagen die Bitterfelder, ist der Schnee wieder weiß.

Doch den Dreck, das Transportieren der bis zu vier Zentner schweren Schraubenschlüssel am Flaschenzug, die unendlich heiße Mühsal, die ausgestanden werden mußte beim Auswechseln der Röhrenbuchsen, die, von der Röhrentrockner- über die Redleretage nach unten geschleppt, dann glühend auf den Schultern wieder nach oben gebracht werden mußten, die 50 Grad Hitze in manchen Abteilungen im Sommer, der schier erstickende Staub in der Rohkohleaufbereitung, das nervtötende Brummen der Hammermühlen und der Verfall, der sich ausbreitete an den Wänden, auf dem Gelände - all das würde Vorarbeiter Joachim Mückenheim gern wieder in Kauf nehmen. Für den Preis des Arbeitsplatzes, für die Gewißheit, jetzt, da er endlich einmal richtig verdienen könnte in diesem Job, seinen beiden Jungs später nicht auf der Tasche zu liegen mit dem begonnenen Bau des Eigenheims.

Rainer Andrä, Leiter der Instandhaltung, spricht aus, was alle denken: „Frust baut sich auf, der ist wie eine Zeitbombe. Daß da einfach zugemacht wird, keine Alternative da ist, das bringt auf!" Und auf den windigen Dächern der Fabrik, noch über der Hundehütten-Etage, von der die Kohle mit 54 Prozent Wasser hinunter in die Trockner kommt, zeigt er auf ein gelbes Gebäude im Fabrikgelände. Eine zentrale Überwachungseinheit sollte es werden für die moderne Kohleherstellung. „Neue Klimaanlagen", sagt er, „spezielle Fußböden für Rechner, alles für die Katz." Noch 1990 sei das Haus fertiggestellt worden. Und im gleichen Jahr auch der 120 Meter hohe, neue Schornstein. Und das 1909 erbaute Kesselhaus sei auch erst Ende der 80er rekonstruiert worden. Symbole für enttäuschte Hoffnungen. Für den nicht in Erfüllung gegangenen Wunsch, daß Wunder geschehen mögen. Doch wurden Zauberworte nicht ausgesprochen in dieser Fabrik. „Die Kollegen hätten sich wehren müssen", sagt Rainer Andrä trotzig.

Die, die noch pünktlich kommen jeden Tag, als sei's für immer, sind meist über Fünfzig. Der Strategie des Betriebsrates haben sie es zu verdanken, daß sie hier bleiben dürfen bis zuletzt. Sie hoffen auf ABM, Sanierung oder Rückbau, wer weiß das schon. Doch wie sie sich fühlen werden, wenn sie den Schneidbrenner anlegen müssen, an das, was ihr Leben bestimmte, darüber schweigen sie sich aus. Darüber wollen sie nicht sprechen. So, als ob das Endgültige dann noch endgültiger würde, als es schon ist. Und fast schon mutet es an wie Ironie, daß die, die zumeist seit Jahrzehnten zum Stammpersonal gehörten, nun das Licht auslöschen am 31. März. Ein Tag, der auch dem 55jährigen Kurt Zenker, Meister in der Instandhaltung, nicht in den Kopf will. In der Frühschicht soll das letzte Brikett hergestellt werden. Als Erinnerungsgeschenk für die Übriggebliebenen. Und einen Bierkrug wird es geben von der Gewerkschaft. Und eine Broschüre, die in der Mibrag geschrieben wurde: „Ein Zeitalter geht zu Ende" heißt der Titel, der nicht trösten wird. Und dann wird jeder davongehen mit dem Druck auf der Brust, den Unwiderrufliches erzeugt. „Ich weiß nicht", sagt Joachim Mückenheim, „wie ich je all die vertrauten Geräusche, das Klimpern, das Zischen, aus dem Kopf bekommen soll."

Mit dem Zeitalter, das zu Ende geht, werden mit den Pressern, Formlegern, Röhrentrocknerwärtnern und Anlagenmaschinisten auch die für den Bergbau typischen Berufe und die dazugehörigen Geschichten verschwinden. So wie es den Leinewebern mit ihren mechanischen Webstühlen erging im Raum Bitterfeld vor 150 Jahren. Was einst als Fortschritt galt, wird in nicht allzu ferner Zeit Legende sein. Und die Enkel werden rätseln, was denn wohl der Redler sein möge, in den angeblich die Schwester der Trude fiel. Und auch das Wort Deputatkohle nicht mehr verstehen, für die nach dem letzten Krieg immerhin beim Bauern ein kleines Schwein zu haben war. Und sie werden sich wundern, daß es Männer und Frauen geben mußte, die freiwillig ein Leben lang mit dem Besen braunen, schweren Staub zu großen Haufen kehrten. Und das Zeug hinunterschleppten aus einer Abteilung, die Naßdienst hieß, und so ziemlich das Schlimmste war, was man sich vorstellen konnte in der Fabrik. Weil es sonst Staubexplosionen gegeben hätte - werden die Großmütter und Großväter geduldig den ungeduldigen Enkel erklären. Und vielleicht auch erzählen, daß oft Strafgefangene gerade dort arbeiten mußten hinter den vergitterten Fenstern. Und was sich jetzt schon anhört, als sei's geschehen um die Jahrhundertwende, ist die Geschichte von der langen Schlange der Lastwagen, die sich aufreihte bis Ende der 80er vor der Brikettfabrik. Als die Fahrer der verschiedenen Kohlehandlungen gleichmütig warteten und Meter für Meter nachrückten, bis sie vor der Verladung standen. Und im Winter alte Reifen verbrannten, um sich zu wärmen während der vielen Stunden Wartezeit. Möglicherweise, daß beim Erzählen dann auch Milo Barus ins Spiel kommt. Der stärkste Mann der Welt soll er gewesen sein zu einer Zeit, als die Briketts noch mit Pferdewagen abgeholt wurden. Und Milo, so wird gemunkelt, soll für gute Kunden, den beladenen Wagen selbst gezogen haben. Und vielleicht erzählt auch jemand später über die brennende Trauer, die über allen Bewegungen lag in den letzten Tagen der Fabrik.

„Der Geruch wird mir fehlen", sagt Georg Morszeck. Im schwülwarmen Halbdunkel des Pressenhauses zischt und faucht es. Die für scheinbare Ewigkeiten hingebauten, übermannshohen Ungetüme stammen zum großen Teil noch aus den Gründerjahren der Fabrik. Dampfzylinder, die wie Dampfmaschinen funktionieren. Rote Schwungräder mit Durchmessern bis zu drei Metern. Kurbelwellen, die drei Tonnen wiegen. Frischdampf mit 12 atü bewegt die Kolben im gleichmäßigen Rhythmus, arbeitet sich ab. Verläßt die Presse mit 2,5 atü und wird später in die Röhrentrockner der oberen Etagen gelangen. In jene Kolosse, die bis zu acht Meter lang und mit einem Durchmesser von mehr als drei Metern ausgestattet sind. 462 Rohre hat der aus dem Jahre 1922 und eine Heizfläche 1 100 Quadratmetern. Hier wird die Rohkohle entwässert und gelangt dann über den Füllboden in die Kohlezuteiler und in den Stempel der Presse. Wird verdichtet, auf das Kühlband transportiert. Und schließlich auf 60 Meter lange Brikettrinnen geschoben, die, draußen auf dem Gelände der Fabrik, dem Bitterfelder Berg zustreben. 56 schnurgerade Linien.

Auch in der benachbarten Abteilung 3 stehen die Pressen gewaltig und betriebsbereit im Raum. Ein bißchen Dampf steigt auf. Als ob die Kolosse nur eine Ruhepause eingelegt hätten für ein paar Minuten. Um im nächsten Moment loszulegen mit Gezisch und Gefauch. Doch ihre Zeit ist abgelaufen. Nur ein Drittel der Pressen arbeitet noch. Auserkoren für die letzte Frühschicht am 31. März.

Es bleiben Bilder im Kopf, die Adolf Menzel hätte malen können. Und Bedauern kommt auf, daß diese Maschinen, diese frühen Wunderwerke der Technik, auch aus dem Raum Bitterfeld verschwinden werden. Denn den Gedanken an ein Industriemuseum hat Georg Morszeck längst aufgegeben. „Da fehlen die Gelder", sagt er, „und es ist auch nicht alles vorhanden, was mit der Braunkohleherstellung zu tun hat." Das, was war, wird gebündelt werden in einer Wanderausstellung, die zusammen mit dem Bitterfelder Museum gestaltet wurde. Was bleiben wird, werden Videoaufnahmen sein und die auf Magnetbänder gebannten Geräusche der Pressen und Trockner. Alte Fotos und die neuen, die sich schon überlebt haben.

Die Überlegung wird zwingend, was wohl noch verloren gehen mag in dieser durch Industrie überformten Landschaft. An Architektur, an Linien und Konturen, die Orientierungspunkte waren für ganze Generationen. Immerhin ein Jahrhundert lang. „Unvorstellbar für mich", sagt Bärbel Klewitz, „daß ich eines Tages aus dem Fenster sehe, und ich sehe nichts mehr. Nur eine freie Fläche vielleicht, die mit meinem Leben nichts mehr zu tun hat."